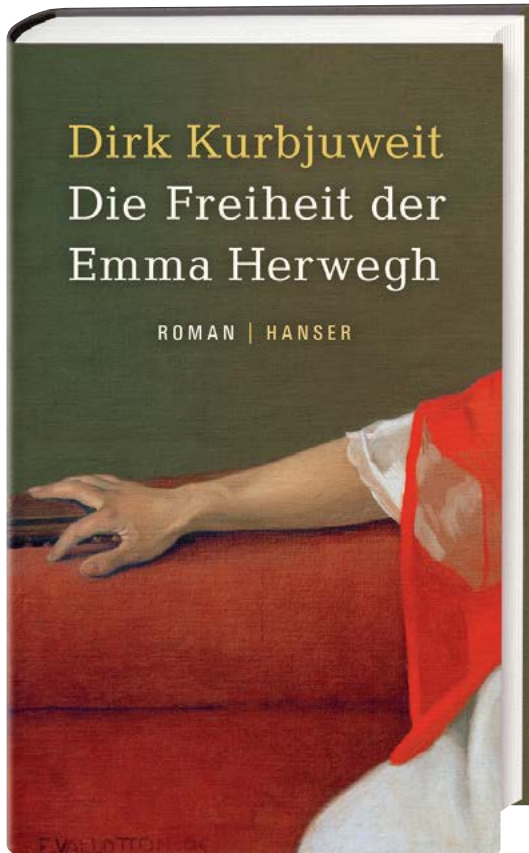


Leseprobe aus:

Dirk Kurbjuweit
Die Freiheit der Emma Herwegh



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© Carl Hanser Verlag München 2017

HANSER



Dirk Kurbjuweit

DIE FREIHEIT DER
EMMA HERWEGH

Roman

Carl Hanser Verlag

1 2 3 4 5 21 20 19 18 17

ISBN: 978-3-446-25464-0

© 2017 Carl Hanser Verlag München

Alle Rechte vorbehalten

Satz im Verlag

Druck und Bindung:

CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany



MIX
Papier aus verantwortungs-
vollen Quellen
FSC® C083411

Für Andrea

Vielleicht leiht er mir Geld. Wenn er mir zehn Franc gibt, könnte ich überleben, knapp überleben, bis sich Madame Read entschieden hat, ob sie mir fünfhundert Franc leiht. Ich gehe davon aus, aber sie zögert, zweifelt, und das beleidigt mich. Es ist viel Geld, aber mehr für mich als für sie. Madame Read soll sich nicht so anstellen, sie hat genug, und was habe ich? Zum Glück hat mir Marcel das Holz gebracht, einen ganzen Baum, den er für kleines Geld erwerben konnte, zersägen und anliefern ließ. Guter Junge. Aber bei dieser Kälte reicht ein Baum nur für zehn Tage. Bis dahin brauche ich das Geld von Madame Read. Und bis zu ihrem Darlehen müssen die zehn Franc von Benjamin Franklin reichen. Er hat geerbt, das weiß ich. Er leistet sich ein Hotel und jeden Morgen eine heiße Schokolade im Bett, allerdings ist sein Morgen oft ein Nachmittag, vorher wacht er nicht auf. Die Mädchen muss er auch bezahlen. Ich werde Benjamin sagen, dass ich mich wegen des Holzstapels in meinem Wohnzimmer fühle wie eine indische Witwe, die neben dem Scheiterhaufen lebt und weiß, dass sie bald hinaufsteigen muss. Das wird ihn freuen, er mag diesen Humor. Ich mag Ihren derben Humor, hat er zu mir gesagt. Mir gefällt nicht, dass er denkt, ich sei derb. Tatsächlich habe ich gestern Abend gedacht, als ich am Kamin saß, neben dem Holz, dass ich wie eine indische Witwe lebe, in Gesellschaft eines Scheiterhaufens. Aber es liegt kein Mann drauf, keine Leiche. Der Mann ist lange begraben.

Wann kommt er denn? Warum kommt er nicht? Hat er

wieder bis zum Sonnenaufgang im Café d'Harcourt gegessen? Und dann noch ein Mädchen mit nach Hause genommen, Alice oder Rachel oder Marie Louise oder Henriette? Henriette nicht, er hat mir gesagt, dass sie gestorben sei, an Syphilis, nehme ich an. Wahrscheinlich Alice. Bald will er nach London gehen, das wird traurig für mich. Die Datteln stehen auf dem Tisch, er isst so gerne Datteln, dazu einen Grog, den ich schön stark gebraut habe, so wie er ihn mag. Marzipan mag er auch, aber ich habe nur noch wenig Marzipan, hebe es auf für einen besonderen Moment. Manchmal kommt er auch nicht, weil er an seinem Buchdrama schreibt. Hat es geklingelt? Ja, es hat geklingelt.

Er sitzt im Sessel, isst eine Dattel, trinkt Grog. Ein Mädchen hat sich am frühen Morgen auf der Terrasse vom Café d'Harcourt mit Supinat vergiftet, erzählt er, kein schöner Anblick. Kannten Sie das Mädchen, frage ich. Nein. Der Clown Chocolat war auch da, fährt Benjamin fort, ein Neger, er tritt jetzt im Nouveau Cirque auf, das sind die Neuigkeiten. Ach, und das noch: Leontine habe ich wieder Filzläuse zu verdanken, es reicht mir jetzt, nie mehr Léontine, sagt er, und dass er Doktor Letourneau getroffen hat, der zurück ist aus Italien, ganz bedrückt. In Florenz hat sich ein fünfzehnjähriges Mädchen seinetwegen erschossen. Meine Güte, rufe ich, ein Kind. Immerhin fünfzehn, sagt Benjamin. Vor einigen Wochen erzählte er mir, dass er am Abend am Boulevard Rochechouart nach einem zwölfjährigen Kind Ausschau gehalten habe, und als er dachte, er sei fündig geworden, stellte sich heraus, dass sie achtzehn war. Er hat sie trotzdem mitgenommen. Das Mädchen in Florenz, sagt er, liebte Doktor Letourneau abgöttisch, aber er ist verheiratet und scheint ein anständiger Mann zu sein. Sie war die jüngste Tochter von

Alexander Herzen, sagt Benjamin. Oh, sage ich. Kennen Sie ihn, fragt Benjamin. Natürlich kannte ich Alexander Herzen, er ist tot. Kannten Sie ihn gut? Ja, sage ich, eine Zeit lang habe ich ihn täglich gesehen. Oh, là, là, er grinst. Nein, sage ich, die falsche Spur, haben Sie nie von der Herzen-Affäre gehört? Nein, sagt er, tut mir leid. Sie sind entschuldigt, sage ich, Sie waren damals noch nicht geboren, die Herzen-Affäre spielte sich um 1850 ab, sie hat damals halb Europa bewegt, die Zeitungen waren voll davon. Er guckt interessiert. Erzählen Sie. Das kann ich nicht in ein paar Minuten, sage ich, das kann ich nicht einmal in ein paar Stunden, und Sie zieht es ja gleich wieder ins Café d'Harcourt oder ins Vachette oder in die Folies Bergère oder direkt ins Hotel Hétair. Sie sind ja eifersüchtig, sagt er frech. Er hat es gemerkt, ich muss mehr auf meine Stimme achten, die Tonlage. Mein lieber Benjamin Franklin, sage ich, bald bin ich achtzig Jahre alt, und Eifersucht, das werden Sie merken, sollten Sie die Geduld aufbringen, meiner Geschichte zu folgen, war nie die größte meiner Schwächen. Nennen Sie mich bitte nicht Benjamin Franklin. Aber Sie heißen so. Ich weiß, schnaubt er, durchaus gutmütig, dass ich so heiße, aber Sie wissen, dass ich nicht so genannt werden will. Ich weiß, lieber Benjamin, ich weiß. Wann frage ich nach dem Geld? Jetzt? Nein. Es braucht einen passenden Moment. Erzählen Sie endlich, sagt er.

Sie wissen, sage ich, dass Georg und ich nach dem badi-schen Feldzug nach Paris zurückgekehrt sind, dass wir unser Emigrantenleben fortgesetzt haben, dass ich 1849 eine Tochter geboren habe, Ada. Er nickt. Sie hat mir wieder nicht geschrieben, sage ich, jeden Tag warte ich auf einen Brief aus São Paulo, aber es kommt nichts, auch nichts von den Enkeln, das ist eine abstrakte Großmutterschaft, die ich hier leben muss. Ein schönes Wort, sagt er, abstrakte Großmutterschaft.

Aber kein schöner Zustand, sage ich. Sie wollten eigentlich von Paris erzählen, sagt Benjamin. Geduld, Geduld. Oder ruft schon das Café d'Harcourt? Sie sind eifersüchtig, geben Sie's zu, sagt er. Ich will nur in Ruhe erzählen können, sage ich, aber bitte, jetzt zur Herzen-Affäre: Alexander fand übrigens, Georg sei der einzige echte Russe unter den Exilanten in Paris, und Georg hat das geschmeichelt, weil er wusste, dass Russe in Alexanders Augen für Leidenschaft und Tatkraft stand, für Ungestüm. Aber wer um Gottes willen war Alexander Herzen, fragt Benjamin dazwischen, eine Dattel im Mund, Sie müssen mir erst erzählen, wer Alexander Herzen war. Haben Sie etwa nie von ihm gehört, frage ich. Der Name sagt mir etwas, gähnt er, irgendein Emigrant in London, der sich um die Freiheit der Polen bemühte. Aber ich weiß nicht, wer er wirklich war. Er gähnt wieder. Die Mädchen, immer diese Mädchen.

Alexander Herzen arbeitete im russischen Innenministerium, bis er für ein Jahr nach Nowgorod in die Verbannung geschickt wurde, wegen Unbotmäßigkeit. Er war ein Gegner des Zarentums, war schon als Vierzehnjähriger fasziniert vom Aufstand der Dekabristen und wollte selbst ein Revolutionär sein. Warum hieß er Herzen, wenn er Russe war, fragt Benjamin. Seine Mutter war Deutsche, sage ich, obwohl es das nicht unbedingt erklärt, zumal sie Haag hieß, aber Benjamin fragt nicht weiter, und ich könnte ihm die Antwort nicht geben. Ich habe vergessen, warum er Herzen hieß. Er war reich, sage ich, er hat geerbt. Wie Sie selbst, denke ich, weshalb Sie zehn Franc entbehren können, Alexander gab mir zehntausend. Herzen hat seine Cousine Natalie geheiratet, eine Cousine ersten Grades, beide sind Kinder der Brüder Jakowlew, beide wurden unehelich gezeugt. Das verband sie. Natalie war eine Vollwaise, als sie zusammenkamen, fünf

Jahre jünger als er. Wie sah sie aus, fragt Benjamin. War sie schön? Natürlich fragt er das. Wie könnten wir jemals dieser Frage entkommen? Die Antwort auf diese Frage bleibt das, was man vor allem über uns wissen muss. Sie war schön, sage ich, weil das Benjamins Aufmerksamkeit erhöhen wird, weil er dann länger zuhören kann, bevor es ihn ins d'Harcourt zieht. Und wie schön sie war, denke ich, zart, blass, durchsichtig, von reizender Zerbrechlichkeit, ein Engel, der zeitlebens so aussah, als könne der Tod nicht lange auf diese erfreuliche Gesellschaft warten. Sie brauchte Schutz, brauchte einen Beschützer. Schön wie ein Engel, sage ich zu Benjamin, der aber will das genauer wissen, weshalb ich zart sage, durchsichtig sage, mehr aber nicht, nichts von ihrer Anmut, den fließenden Bewegungen, nichts von ihrem schlanken, dabei perfekt gerundeten Körper, denn ich will nicht, dass er Georg verstehen kann, zumal er vielleicht denkt, ich sei immer füllig gewesen. Und derb. Soll er sich meiner wegen eine schöne Natalie ausmalen, aber nicht eine Natalie, die das Gegenteil ist von der Emma, die er kennt. Ah, sagt er, mit seinem kulinarischen Ton, den er beim Thema Frauen nie vermeiden kann, schön wie ein Engel. Und wann haben Sie diese beiden herrlichen Menschen getroffen, liebe Frau Herwegh? Sein Sarkasmus, so redet Benjamin gern.

Anfang 1848 nahmen die Herzens eine Wohnung an den Champs-Élysées, in der Nähe vom Arc de Triomphe. Sie hatten damals drei Kinder, Tata, Sascha und den taubstummen Kolja, sie waren Exilanten wie wir alle, Flüchtlinge. Heine brachte die beiden Männer zusammen, Alexander und Georg. Heinrich Heine? Ja, sage ich, Wunderbar, sagt Benjamin. Ich rede schnell weiter: Damals habe ich Natalie einmal in einem Salon gesehen, aber sie gehörten noch nicht zu unserem Kreis, machten nicht mit beim badischen Feldzug,

und erst nach unserer Rückkehr schlossen sich Georg und Alexander eng zusammen. Ich liebe Heine abgöttisch, sagt Benjamin Franklin, ohne Heine könnte ich nicht eine Zeile schreiben. Es wäre die Freundschaft von zwei wunderbaren Männern geworden, sage ich sofort, hätte sich nicht eine Frau dazwischengedrängt. Immer die Frauen, sagt Benjamin. Was für ein dummer Satz, eigentlich nicht seine Art, Benjamin ist nicht so einfältig, dass es bei diesem Satz bleibt. Das waren Jahre, sagt er, in denen Frauen so waren, wie Männer sie gewünscht und gemacht haben. Nicht alle, sage ich. Sie natürlich nicht, sagt er lachend. Wir prosteten uns zu, ein schöner, steifer Grog.

Vielleicht wissen Sie das nicht, sage ich, aber die Dinge liefen nicht gut nach der Februarrevolution in Paris. Das Volk war unzufrieden mit der bürgerlichen Regierung, Aufstände, die brutal niedergeschlagen wurden, Kriegsrecht, viel Blut ist geflossen, sehr viel Blut. Sie verhafteten Herzen, weil sie ihn für radikal hielten, ließen ihn aber bald frei. Im Dezember achtundvierzig wählten die Franzosen Louis Napoleon zu ihrem Präsidenten, Napoleons Neffen. Ich weiß, ich weiß, sagt Benjamin. Das weiß er, gut, dann weiß er das, aber von Herzen weiß er fast nichts. Wir lebten also unter Louis Napoleon, und zunächst lebten wir nicht schlecht. Georg ging fast jeden Abend zu den Herzens, in die schöne Wohnung an den Champs-Élysées. Manchmal nahm er mich mit, meistens nicht. Und Natalie, fragt Benjamin, war die immer dabei? Oft war sie dabei, sage ich, die Männer trafen sich in ihrer Wohnung, nicht in meiner. Nicht dass Sie mich falsch verstehen, lieber Benjamin, ich mochte Natalie, mochte sie wirklich. Aber Natalie hatte einfach zu viel George Sand gelesen. Dass ich das einmal sagen würde. Ich habe alles von George Sand gelesen, jedes Wort. Als ich jung war. Und nicht mehr ganz

jung. Das sage ich nicht. Ich sage, dass Natalie zu viel George Sand gelesen hat. Und dass sie nicht verstand, dass sich ein Roman nicht nachleben lässt. Und dass die Romantik etwas für die Jugend ist, für die Zeit der Träume, bevor das Leben richtig anfängt. Wobei ich das vielleicht auch zu lange nicht verstanden habe. Welchen Roman wollte sie denn nachleben, fragt Benjamin, weil ich eine Weile geschwiegen habe. »La petite Fadette«. Haben Sie »La petite Fadette« gelesen? Nein, sagt er, und es ist ihm unangenehm, weil er, der Schriftsteller, gerne mehr gelesen hätte als ich, die Witwe eines Schriftstellers.

Es geht um die Zwillingsöhne eines Bauern, Landry ist stark und fröhlich, Sylvinet sensibel und leidenschaftlich. Landry hat eine Verlobte, Fadette, aber die mag auch Sylvinet, und Sylvinet liebt Fadette, weil er denkt, nur sie könne ihn verstehen, und das denkt sie ebenfalls. Sie wissen, was jetzt kommt, sage ich. Natalie, sagt Benjamin, denkt, Alexander ist Landry und Georg ist Sylvinet und sie ... Ist Fadette, falle ich ihm ins Wort. Und haben Sie verstanden, fahre ich fort, dass ich in dieser Geschichte gar nicht vorkomme, weil Sylvinet keine Frau hat, er ist alleine, während Georg jemanden hatte, der ihn verstand ... Und das waren Sie, sagt Benjamin Franklin. Ich schweige. Sie haben Ihren Sylvinet immer verstanden, sagt er. Meinen Georg, sage ich. Ihren Georg, sagt er.

Die beiden haben das Spiel mit Alexander gespielt, sage ich, sie haben ihn eingeweiht und ihn Landry genannt, und manchmal hat Georg seinen Freund Alexander als Zwilling Bruder angesprochen. Es war die große Liebe zwischen den beiden, ich meine, zwischen den beiden Männern, sie wurden unzertrennlich, sie verachteten Louis Napoleon und schwärmten von einer neuen Revolution, einer echten, nicht

der Revolution der Paulskirchenwaschlappen, wie sie sagten, eine Revolution der Richtigen mit dem richtigen Ergebnis: Herrschaft des Volkes. Natalie war immer dabei, wenn sie über Politik redeten, aber sie hat nicht über Politik geredet, das war nicht ihre Sache, während die Frau, die über Politik hätte reden können, daheim saß, bei den Kindern. Sie, sagt Benjamin. Ich, sage ich. Ada war damals ein Baby, ich hatte ständig ein Baby auf dem Arm. Wenn mein Kindermädchen nicht da war, füge ich in Gedanken hinzu, meistens war mein Kindermädchen da. Und jetzt schreibt Ada nicht, sage ich zu Benjamin und klinge bitter, will das aber nicht.

Nicht dass Sie mich falsch verstehen, sage ich, es liegt mir fern, Georg einen Vorwurf zu machen. Er musste sein Leben auf eine eigene Art führen, auf die Art eines Schriftstellers, und die ist für die, die nicht Schriftsteller sind, manchmal schwer zu verstehen, gerade wenn es sich um einen großen Schriftsteller handelt. Ich mache eine Pause, Benjamin schweigt. Ich frage mich, ob er denkt, dass er ein großer Schriftsteller ist und deshalb das Recht hat, auf diese eigene Art zu leben, auf das Minet, das ungewaschene Minet, wobei das Eigene am ungewaschenen Minet weniger das Minet ist als die Tatsache, dass er darüber redet, mit einer alten Frau darüber redet. Er redet vom Minet und lacht und denkt vielleicht, ich wisse nicht, was das heißt, dass er den Mädchen das Minet macht, oder er denkt, dass ich schockiert bin, wenn er vom Minet redet, vom Miezekätzchen, aber das stimmt beides nicht. Sie waschen sich nicht unbedingt vorher, sagte er vorgestern und lachte laut, ein Genuss, sagte er. Da war ich schockiert. Beim Minet mit Alice, einem wilden Minet, sei ihm das Zungenband gerissen und deshalb lispele er wie ein Jude. Er liselte tatsächlich ein bisschen, aber warum wie ein Jude? Er ist rot geworden, als er mir vom ungewaschenen Mi-

net erzählte, das habe ich gesehen, und ich werde ihn fragen, warum er nicht darauf besteht, dass die Damen sich waschen, bevor er ihnen das Minet macht, damit er erkennt, dass ich weiß, was das heißt, und ich werde es in aller Ruhe fragen, damit er sieht, dass es mich nicht schockiert, obwohl es mich ein bisschen schockiert, aber nur wegen der Ungewaschenheit. Wir haben früher nie so gesprochen. Benjamin macht es Freude, mir von diesen Dingen zu erzählen. Von der Rachel aus dem Café d'Harcourt weiß ich, dass sie in einer Nacht, die sie bei Benjamin verbrachte, von ihrer Mutter träumte. Da kam das Minet auch vor. Sie habe es erst nicht leiden wollen, aber dann sei sie darauf eingegangen, und das sei so süß gewesen. So süß, sagte Benjamin zweimal, aber ich weiß nicht, ob Rachel es zweimal gesagt hatte oder er es mir zweimal sagen wollte. Pfu. Warum muss er mir das erzählen? Was soll ich mit diesen Bildern im Kopf? Ich bin eine Mutter. Keine abstrakte.

Er ist kein großer Schriftsteller, niemand kennt ihn. »Frühlings Erwachen« darf in Deutschland nicht aufgeführt werden, die Zensur hat es verhindert, noch immer die Zensur, nichts ist besser geworden. Gegen Georg ist Benjamin Franklin ein unbedeutender Schriftsteller. Ich hoffe, dass er schweigt, um darüber nachzudenken. Ich habe meinen Georg verstanden, sage ich, und ich habe nie aufgehört, ihn zu verstehen. Er nickt. Benjamin hat im Reclame- und Pressbureau von Maggi gearbeitet, hat er mir erzählt. Er hat für eine Gewürzsoße Werbung gemacht. Ich habe noch kein Maggi hier im Quartier Latin gesehen. Aber er ist nett. Er kommt mich besuchen, und auf seine Art ist er hübsch. Zudem hat Benjamin Franklin Geld. Er heißt wirklich so. Seine Eltern gaben ihm allen Ernstes diesen Namen, sie sind auch Achtundvierziger. Nach dem Scheitern der Revolution wan-

derten sie nach Amerika aus und ließen sich in San Francisco nieder, und weil sie die Revolution liebten, nannten sie später ihren Sohn nach dem Mann, der eine erfolgreiche Revolution angeführt hatte, machten aus seinem kompletten Namen zwei Vornamen. Aber der Benjamin Franklin, der vor mir sitzt, will nicht nach einem anderen Mann benannt sein, auch wenn der Anführer einer Revolution war und ein Gründungsvater der Vereinigten Staaten. Was ich verstehen kann, weil man ein Eigener sein will und nicht ein Anderer, und trägt man den Namen eines Anderen, verstellt das den Blick auf das Eigene, aber es ist mir egal, ich sage gerne den Namen eines Mannes, dessen Revolution gelungen ist, also sage ich Benjamin Franklin. Benjamin Franklin will Frank genannt werden, Benjamin ist unser Kompromiss.

Der Papillon flatterte, sage ich, und er fragt, wie erwartet: Der Papillon? Er kann es nicht wissen. Der Schmetterling, sage ich. Er wisse, dass ein Papillon ein Schmetterling ist, sagt er, obwohl sein Französisch nicht gut ist. Ich musste ihm bei den französischen Stellen in der »Büchse der Pandora« helfen. Und kennen Sie auch Fourier, frage ich. Vom Namen, ein Sozialist, sagt er. Für Fourier war der Papillon das Symbol für die Abwechslung, sage ich. Aha. Ich will dazu nicht mehr sagen und sage deshalb: Ich habe es erst nicht gemerkt. Ich konnte nicht glauben, dass sich Georg in solch ein dummes Geschöpf verlieben würde, eine Frau, die von Politik nichts versteht, gar nichts, die nicht wusste, was der Unterschied zwischen einem Louis Napoleon und einem Guizot war. Hahaha. Ich dachte, es sei ein lustiges, meinerwegen auch neckisches Spiel, dieses Ich-bin-die-kleine-Fadette-und-du-bist-der-unverstandene-Sylvinet-Getue. Kinder. Meinerwegen. Ich war da und verstand Georg. Es ging um ande-

re Dinge, um größere. Louis Napoleon begann, gegen das Volk zu regieren, gegen das Parlament, darüber war zu reden, und die Männer redeten darüber, redeten viel, redeten laut, nicht nur bei der kleinen Natalie zu Hause, in dem Haus in Ville-d'Avray, das Herzen für den Sommer gemietet hatte, den Sommer neunundvierzig, und Georg fuhr oft hinaus nach Ville-d'Avray, zu den Gesprächen, zu Natalie.

Wollen Sie nicht rauchen, frage ich. Gerne, sagt er und zieht seine Zigarettenspitze aus der Jackentasche. Ich hole die Zigaretten aus der Schublade und gebe ihm zwei. Er geht zum Kamin und steckt sich eine Zigarette an, dann sitzt er im Sessel und raucht. Im Kamin prasselt das Feuer, wir haben es gemütlich, es geht uns gut.

Wenn sich Georg und Alexander nicht bei den Herzens trafen, gingen sie in ein Restaurant in der Rue St-Germain-l'Auxerrois, das von einer sozialistischen Vereinigung von Köchen betrieben wurde, der Association fraternelle des cuisiniers réunis. Dort sprachen sich alle mit Citoyen an, wie bei der Revolution von 1789, Citoyen Aufwärter, Citoyen Gast. Ich glaube, dass sich dort eine Menge Spitzel herumtrieben. Einer wird gehört haben, wie Georg und Alexander miteinander redeten, und im Juni haben Napoleons Schergen das Haus in Ville-d'Avray durchsucht, weil sie dachten, sie fänden einen Plan für eine Revolution oder ein Attentat auf Napoleon, aber sie fanden nichts. Wer schreibt schon dafür den Plan auf. Überdies waren Georg und Alexander nicht die Männer, die mit Bomben auf Politiker warfen. Keine Orsinis, sagt Benjamin Franklin und grinst frech. Keine Orsinis, sage ich und gehe nicht ein auf das Grinsen, auf Orsini, sondern erzähle schnell weiter. Herzen entschied sich zu fliehen, er hatte keine Angst vor den Franzosen, er hatte Angst, dass ihn die Franzosen an die Russen ausliefern würden. Er woll-

te nicht wieder zu den Wölfen von Nowgorod, aber wahrscheinlich hätten sie ihm eher den Kopf abgeschnitten, und das wollte er auch nicht. Verständlich, sagt Benjamin. Ja, verständlich, sage ich. Deshalb floh Herzen Mitte Juni in die Schweiz, nach Genf, ohne seine Familie. Georg fuhr immer noch nach Ville-d'Avray. Ich glaubte, er kümmere sich um Natalie, um seinem Freund einen Gefallen zu tun. Schließlich holte Alexander seine Familie nach.

Am Tag vor ihrer Abreise machten wir ein Picknick im Park von St-Cloud, beide Familien, Natalie und ihre drei Kinder, Herzens Mutter, also Madame Haag, die immer dabei war, und meine kleine Familie, Georg, Horace, Ada, die mir nicht mehr schreibt, und ich. Und die Diener der Herzens. Wir hatten noch ein Kinder- und Stubenmädchen, aber keinen Diener mehr, denn mein Vater hatte durch die Revolution in Deutschland, durch den erbärmlichen Versuch einer Revolution, eine Menge Geld verloren. Der Wert seiner Immobilien war gesunken wegen der unsicheren Lage, er bekam weniger Kredit, und deshalb kürzte er seine Zahlungen an uns. Wir mussten uns einschränken. Klingt gerecht, sagt Benjamin, und ich frage, vielleicht zu schnippisch: Warum gerecht? Ich mag dieses süffisante Lächeln nicht. Ich weiß, was er meint, aber ich will nicht, dass er das meint. Ihr Vater, sagt er, verliert Geld durch eine Revolution, an der seine Tochter beteiligt war, und dann kürzt er dieser Tochter die Zuwendungen, ist doch gerecht. Und deshalb müssen Sie mir jetzt Geld leihen, denke ich, sage es aber nicht. Das ist der falsche Moment. Aber es stimmt. Meine allmähliche Verarmung begann damals, aber sie war noch nicht schlimm. Wir hatten eine große Wohnung, wir hatten Geld genug für uns, wenn auch nicht für einen Diener.

Die Diener der Herzens breiteten Decken im Park von

St-Cloud aus, verteilten Porzellan und Besteck, holten Käse und Pasteten aus den Kühlboxen und öffneten Flaschen mit Pommery. Ah, Pommery, sagt Benjamin, wir haben gestern zwei, drei Fläschchen Pommery geköpft. Mit Alice? Die Frage ist mir rausgerutscht. Mit der göttlichen Alice, sagt er, sie lächelt immer so olympisch. Ich will nicht hören, wobei. Die Kinder, sage ich schnell, spielten miteinander, Horace hatte sich daran gewöhnt, sein Spiel auf den taubstummen Kolja einzustellen. Man durfte nichts spielen, was Rufen erfordert, Kolja musste immer sehen können, was erwartet wurde. Es waren die stillsten Spiele, die Kinder jemals gespielt haben. Wir hatten unsere Ruhe, nur Ada knatschte manchmal. Sie war ein schwieriges Kind.

Es war ein herrlicher Tag, warm, blauer Himmel, wir feierten Abschied von Natalie und ihren Kindern. Sie wich nicht von Georgs Seite. Sie machte Brote mit Pasteten nur für Georg, legte liebevoll Cornichons auf die Pasteten und reichte Georg die Cornichonspastetenbrote mit einem seifigen Blick und dem Hinweis, er möge aufpassen, dass die Cornichons nicht von den Pasteten rollten, weil sich der wahre, der unübertreffliche Geschmack nur einstelle, wenn Brot, also Baguette, Pastete und Cornichons zur selben Zeit im Mund landeten. Seifig? Benjamins Frage. Es klingt gemein, nicht wahr, sage ich, und ich sollte nicht so gemein daherreden. Die arme Natalie. Entzückt, schmachkend, das meine ich mit seifig. Bei diesem ganzen Cornichonsgeplapper wird mir klar, sage ich, was hier gespielt wird. Georg belächelte Natalie nicht wegen ihres törichten Verhaltens, sondern genoss es, so umgarnt zu werden, so mit Gürkchen verwöhnt zu werden. Das sage ich aber nicht zu Benjamin, sage nichts von Gürkchen, weil mich das Wort Gürkchen noch beleidigter klingen lässt, und ich bin nicht beleidigt, bin nur schnodderig, bin

eine Berlinerin und vielleicht, mit den Jahren, ein bisschen derb geworden, wie Benjamin richtig beobachtet hat. Bin jetzt gerne derb für ihn. Also sage ich doch Gürkchen. Bei diesem Gürkengetue, fahre ich fort, und er grinst, wurde mir klar, dass der Papillon schon fliegt, der schwarze Schmetterling der verbotenen Liebe, nicht der farbenfrohe, unbeschwerte. Es war Liebe zwischen den beiden, und ich hatte über Wochen nichts bemerkt. Benjamin kichert, nicht wegen der Liebe, denke ich, sondern wegen der Gürkchen. Ich wurde still bei diesem Picknick im wunderschönen Park von St-Cloud, obwohl Georg und Madame Haag darüber redeten, was für ein Schurke dieser Louis Napoleon ist und wie man ihn weglegen könnte, vielleicht von Genf aus. Ich liebte solche Gespräche, die heute keiner mehr führt. Die Franzosen denken jetzt, sie lebten in einer perfekten Republik, und die Deutschen sind närrisch mit ihrem zweiten Wilhelm, als wäre er das glückliche Ende der Geschichte. Kolonien, Flottenwahn, aber keiner regt sich auf, keiner schreibt ein Gedicht. Es gibt keinen Nachfolger für Georg. Auch das ist traurig.

Ich sagte nichts zu dem, was ich sah im Park von St-Cloud, sage ich zu Benjamin, schwieg den ganzen Tag, aß selbst Brote mit Pastete, aber ohne Gürkchen, und suchte nach Worten, die ich Georg am Abend sagen würde, keine aggressiven oder beleidigten Worte, sondern verständige, wenn auch betrübte. Warum musste er sich in Natalie verlieben, wenn er in mir alles hatte, was er brauchte? Die Traurigkeit darüber sollte er spüren. Ansonsten war alles nicht so schlimm, dachte ich, Natalie würde morgen verschwinden, und ich lebte weiter mit Georg in Paris, besser sogar, ohne seine Fahrten nach Ville-d'Avray. Eine Episode, dachte ich, nicht so schlimm wie die mit der Comtesse, eine Spielerei mit einer kindischen Frau, harmlos. Ich war blöd.

Dummer Schatz, sagte Georg am Abend, als die Kinder im Bett waren und ich ihn zur Rede stellte. Kein Papillon noir. Keine Liebe. Sein dummer Schatz, also ich, habe sich geirrt. Ich finde sie sehr lieb, sagte Georg, und sie gefällt mir, aber das ist alles. Es sei ein literarisches Spiel gewesen, die Aufführung eines Romans als Theaterstück. Schau dir Herzen an, sagte Georg zu mir, ist er eifersüchtig? Kein bisschen, obwohl er immer dabei gewesen sei, wenn er, Georg, die kleine Fadette gesehen habe. So sagte es mein Georg: die kleine Fadette. Damit ich an das Theaterstück glaubte. Tatsächlich hatte sich Alexander nie eifersüchtig gezeigt, wenn ich die drei miteinander erlebte, hatte gelacht über das Fadette-Spiel, hatte nicht reagiert auf die seifigen, schmachtenden Blicke, hatte getan, als sei das in Ordnung, hatte vielleicht wirklich gedacht, dass dies in Ordnung sei, weil er häufig erlebt hatte, wie sich Georg und Natalie zueinander verhielten, und davon ausging, davon ausgehen konnte, dass sie gute Freunde waren, mehr nicht. Das Problem lag also bei mir. Ich hatte zu wenig mitbekommen von Georg und Natalie und wusste daher nicht, wie es wirklich zugeing, was das alles bedeutete und was nicht. Aber, wirft Benjamin ein, ihr Georg hat doch verhindert, dass Sie mehr wussten, weil er Sie nicht mitnahm zu den Herzen, und dann macht er Ihnen das Nichtwissen zum Vorwurf. Nicht nett, sagt er. Georg hat mir das nicht zum Vorwurf gemacht, sage ich, er hat es nur erwähnt, um mich von meinem Verdacht zu befreien. Ich wusste zu wenig, um einen Verdacht haben zu können. Das ist nicht logisch, unterbricht mich Benjamin, wenn man wenig weiß, kann sich ein Verdacht entwickeln. Weiß man viel, hat man Wissen und braucht den Verdacht nicht mehr. Gut, dann ist das nicht logisch, sage ich. Georg meinte nur, dass ich von so wenigen Stunden nicht auf Liebe schließen könne. Ich sei im Irrtum,

Liebe sei es nicht, sondern Zuneigung und Literatur, also unvermeidlich. Ein Schriftsteller lebe immer halb in der Literatur. Das weißt du doch, sagte Georg. Stimmt, sagt jetzt Benjamin. Und kann damit eine Menge entschuldigen, sagt er auch noch. So wie Sie Ihre ungewaschenen Minets, bin ich versucht zu sagen, schweige aber, bis ich sage: Georg sagte, Alexander vertraue ihm so sehr, dass er ihn gebeten habe, Natalie und die Kinder nach Genf zu begleiten, um sie auf der langen Reise zu beschützen. Oha. Benjamin hat das ausgerufen, und? Was und, frage ich. Er. Sie haben das doch nicht etwa zugelassen? Ich: Ich glaubte an die Freiheit, nicht an Verbote. Er pfeift leise zwischen den Zähnen.

Georg hatte den Eindruck gewonnen, sagte er mir, dass er verfolgt werde, bespitzelt, dass es nur noch Tage dauern könne, bis ihn Louis Napoleons Gendarmerie verhaften, vielleicht sogar verschwinden lassen würde. Ich bin in großer Gefahr, sagte Georg zu mir. Auch deshalb wolle er mit Natalie und den Kindern nach Genf reisen. Stimmte das, fragt Benjamin, war Ihr Georg in Gefahr. Ich weiß es nicht, sage ich. Wenn Alexander in Gefahr war, weil er zu offen gesprochen hatte, konnte Georg auch in Gefahr sein, weil er ebenso offen sprach. Ich weiß es nicht. Aber ich will annehmen, dass er in Gefahr war, und ich habe allen Grund, das zu glauben, denn Napoleon, da bin ich sicher, bereitete längst den Staatsstreich vor, und da waren ihm Männer wie Alexander und Georg im Weg. Daran kann es keinen Zweifel geben. Benjamin nickt. Und wie ging es weiter, fragt er, ein wenig ungeduldig, scheint mir. Am 7. Juli haben Natalie und Georg Paris verlassen, sage ich, mit den Kindern der Herzens. Am 10. Juli waren sie in Genf. Heute geht es schneller, sagt Benjamin.

Ich will nach dem Geld fragen, aber ich halte mich zurück, weil mir einfällt, dass es einen besseren Moment geben

könnte, einen Moment des Mitleids, wenn Benjamin das Leid der Emma von damals auf die Emma von heute überträgt. Ist das schäbig? Ist das berechnend? Ja. Aber was soll ich tun, ich brauche die zehn Franc, bis Madame Read endlich ihre Entscheidung trifft, und das Liebesleid findet eine andere Anerkennung als das Armutsleid. In der Liebe haben alle gelitten, auch die Reichen. In der Liebe sind wir da, wo Karl mit Geld und Eigentum hinwollte, wir sind gleich. Einer versteht den anderen, jeder kennt das Glück und den Schmerz, das Scheitern hat keinen so großen Makel wie beim Geld.

Es gibt zwei Geschichten, sage ich. Benjamin sofort: Wieso zwei? Ich: Welche wollen Sie hören? Er: Ich müsste erst wissen ... Ich sage es Ihnen, sage ich. Es gibt die Geschichte, die ich damals erlebte, im Sommer und im Herbst neunundvierzig, als Georg in Genf lebte und ich in Paris, mit den Kindern. Die Geschichte, die ich mitbekam, war karg. Ich empfang Briefe von Georg, aber nicht viele, gar nicht viele. Ich habe den halben Tag Russisch gelernt, schrieb er mir, ich habe darin eine neue Quelle der Poesie entdeckt. Schön, dachte ich, mit echter Freude, eine neue Quelle der Poesie, ich war immer daran interessiert, dass Georg weitermachte mit seiner Poesie, und er schrieb kaum noch Gedichte.

Aber was genau war damals, in Genf, am Lac Léman, die Quelle seiner Poesie? Das Russische, die Sprache von Turgenjew, von Gogol? Von Puschkin, ruft Benjamin. Von Puschkin, sage ich, Natalie und Georg lasen zusammen Romane von Puschkin, schrieb Georg. Oder war die Russischlehrerin die Quelle seiner Poesie? Sie meinen Natalie, sagt Benjamin. Ich meine Natalie, sage ich, Georg lernte Russisch bei Natalie Herzen, den halben Tag lang. Sie schrieb mir ebenfalls, liebe Briefe, sie schrieb ihre Briefe auf Briefpapier mit dem Monogramm GH. Warum GH, fragt er. Wie kann man nur so

begriffsstutzig sein? Es fällt ihm aber sofort auf, und er ruft: Georg Herwegh. Richtig, sage ich, Natalie schrieb ihre Briefe an mich auf Georgs Briefpapier, das ich für ihn ausgesucht hatte und mit seinen Initialen bedrucken ließ. Ein Geschenk zum Geburtstag. Natalie schrieb, wie schön es sei in Genf und welche Fortschritte Georg im Russischen mache, ein gelehriger Schüler, und wie sehr sie alle mich vermissen würden. Ob ich nicht bald nach Genf kommen könne. Ich glaubte ihr kein Wort, ich wusste, dass sie ihn liebte, aber ich vertraute Georg. Ich dachte, dass es stimmen kann, dass sie ihm nur Unterricht gibt, dass sie zusammen Puschkin lesen, den unübertrefflichen Puschkin, die Hauptmannstochter vielleicht, ich liebe die Hauptmannstochter. Ich auch, ruft Benjamin. Dass ich Vertrauen haben muss, dass ich kein dummer Schatz sein soll. Eifersucht ist ein albernes Gefühl, und man kann sie hinter sich lassen, dachte ich, weil ich wollte, dass es so ist, aber dann hatte ich Bilder vor Augen, die ... Vom Minet, ruft er grinsend. Soll ich jetzt so tun, als wisse ich nicht, was ein Minet ist? Wusste ich es damals? Ich glaube nicht. Es war eine andere Welt, es ist so viel passiert in den letzten vierzig Jahren. Ich übergehe das Minet. Ich sage: Ich habe ihm vertraut, obwohl ich schon enttäuscht worden war.

Aber was ist die zweite Geschichte, fragt Benjamin. Das musste kommen, zu dieser Frage hatte ich ihn eingeladen. Die zweite Geschichte ist die wahre Geschichte, sage ich. Und Sie kennen die wahre Geschichte? Ich kenne die wahre Geschichte, einen großen Teil davon. Woher? Durch Überleben, ich habe Georg überlebt, sage ich, seine Hinterlassenschaft fiel mir zu, seiner Ehefrau bis zum letzten Tag, und in einer Kiste fand ich die Briefe von Natalie an Georg, dreihundert Briefe. Dreihundert, ruft Benjamin aus. Und wie viele Briefe hat Ihr Georg an Natalie geschickt, fragt er. Ich

weiß es nicht, sage ich, seine Briefe habe ich nicht, aber ich nehme an, dass es zu jedem Brief von Natalie eine Antwort von Georg gibt oder umgekehrt, also auch dreihundert. Aber die sind nicht bei mir gelandet, sondern bei Natalie, und bei den Herzens war Alexander der Überlebende, und ich weiß nicht, was er mit Georgs Briefen gemacht hat. Später, nachdem das alles lange vorbei war, schrieb eine Freundin von Herzen an Georg und bat darum, dass er Natalies Briefe zurückgeben möge, wegen der Kinder und so weiter. Georg schrieb einen bösen Brief zurück und behielt die Briefe.

Sind Sie froh, dass Sie Georgs Briefe nicht kennen, fragt er. Gute Frage. Ich bin froh, sage ich, sicherer als ich bin, und dann: Wollen Sie gleich hören, was ich später aus den Briefen Natalies erfuhr, oder wollen Sie hören, was ich damals erlebte, um dann später zu erfahren, was sich wirklich zugetragen hat, soweit das, was wir den Briefen Natalies entnehmen können, die Wirklichkeit war? Sagen Sie mir, was wirklich geschah, sagen Sie mir aber auch, was Sie dachten und fühlten, ohne wirklich zu wissen, was geschah, sagt er. Zwei Geschichten gleichzeitig, frage ich. Zwei Geschichten, sagt Benjamin.

Nach dem Lunch gab Georg Natalies Söhnen Botanikunterricht. Die Frutti di Mare hatte er hinter sich gelassen, nun widmete er sich den Pflanzen an Land. Im August fuhr er mit Natalie nach Montreux, und sie stiegen auf den Dent de Jaman, über achtzehnhundert Meter hoch, man kommt ganz schön außer Atem, der Gipfel hat die Form einer Haifischflosse, wussten Sie das? Nein. Mein Georg, der frischgebackene Botaniker, fand ein Vielliebchen, und sie nahmen das als Symbol ihres Schicksals. Warum, fragt Benjamin. Wissen Sie nicht, was ein Vielliebchen ist, frage ich zurück. Eine Blume, sagt er. Nein, keine Blume, ein Vielliebchen ist

eine Haselnuss mit zwei Kernen. Mit zwei Herzen könnte man auch sagen. Weil Natalie zwei Männer liebte, sagt Benjamin. Georg doch auch, sage ich, zwei Frauen, wieder ein bisschen schnippisch. Ich muss auf meine Stimme aufpassen. Sie dürfen nicht vergessen, sage ich, dass Georg nie aufhörte, mich zu lieben, nie, während der ganzen Herzen-Affäre nicht. Benjamin nickt, schaut dabei schuldbewusst. Eine kleine Pause, dann erzähle ich weiter: Natalie berichtete mir in einem Brief von diesem Ausflug, vom Vielliebchen schrieb sie nichts. Sie schrieb auch nicht, dass sie sich auf ein Symbol geeinigt hatten, ein Dreieck, nach unten offen, das der Gipfel eines Berges sein könnte. Natalies Briefe an Georg sind voll mit offenen Dreiecken, mit Gipfeln. Was hat sie ihm geschrieben, fragt Benjamin. Ich habe das nicht auswendig gelernt, sage ich. Entschuldigung, sagt er. Schon gut. Ich weiß aber, dass Natalie ihn drängte, Georg war zögerlich, unentschlossen, und sie wollte ihn mitreißen, verführen zum Ehebruch. Aber Sie kennen seine Briefe nicht, wirft er ein. Aber ihre Briefe sind Antworten auf seine, sage ich, sie nimmt auf, was er schreibt, sein Zögern, seine Skrupel, Alexander ist sein Freund, sein Zwillingsbruder, und er hat eine Frau, die er liebt und ... Schreibt er das, schreibt er von Ihnen, fragt Benjamin aufgeregt. Ich sagte bereits, dass ich nicht weiß, was er geschrieben hat, gebe ich kühl zurück. Natürlich, natürlich, sagt Benjamin, ich Dummkopf, aber nimmt Natalie auf, was Georg ihr über Sie geschrieben, gesagt hat? Natalie erwähnt mich kaum. Schweigen, wir schweigen beide. Ich war ihre Rivalin, sage ich schließlich, Georgs Frau, ich besaß seine Liebe, da konnte sie mich nur ignorieren, nicht wahr, ich war ihr Schmerz. Er will etwas sagen, verschluckt es, sagt: Stimmt.

Im Oktober merkte Natalie, dass sie schwanger war. Als

ich das sage, freue ich mich über meine feste Stimme. Von wem, fragt Benjamin. Er kennt keine Gnade. Georg und Natalie dachten, hofften, dass sie von Georg schwanger war, sage ich. Von ihrem Ausflug nach Montreux, zum Gipfel. So steht es in den Briefen. Natalie hat viele Gipfel gemalt. Dreiecke, fragt er. Ich nicke. Auf dem Kopf stehende Dreiecke? Er grinst. Ich weiß, warum. Nein, sage ich, dann wären es ja keine Gipfel.

Können Sie mir zehn Franc leihen, frage ich in die Stille hinein. Er ist überrascht, sagt nichts. Frau Read, ergänze ich, hat versprochen, mir mit fünfhundert Franc auszuhelfen, hat mir das Geld aber noch nicht ausgehändigt. Ich muss Lebensmittel kaufen, habe nur noch Datteln und Milchreis. Den Rest Marzipan verschweige ich. Benjamin sieht enttäuscht aus. Überlegen Sie in Ruhe, sage ich, in der Zeit kann ich weitererzählen. Aber ich bringe kein Wort heraus. Er zieht an der Zigarettenspitze, kringelt den Rauch, schaut auf das große Porträt von Georg, das über dem Sekretär hängt.

Natalie war schwanger, sage ich, von wem auch immer, aber nicht lange. Im November verlor sie das Kind. Neutrale Stimme, sachlich. Benjamin: Oh. Warum dieses Oh? Hätte er lieber gewollt, dass die beiden ein Kind bekommen, weil die Geschichte dann dramatischer wäre, interessanter für ihn als Schriftsteller? Oder ist er betroffen, dass die beiden kein Kind bekommen? Georg war untröstlich, wenn stimmt, was Natalie in ihren Briefen an Georg über seine Stimmung schrieb. Es wird ein anderes Kind geben, schrieb sie und malte Dreiecke. Erfuhren Sie damals von der Schwangerschaft, fragt Benjamin. Nein. Ich wusste nicht einmal etwas von einem Kuss. Wenn Georg schrieb, dann von den anderen Emigranten. Es waren viele Achtundvierziger in Genf. Georg berichtete, dass die Struves regelmäßig in der eiskalten Arve bade-

ten, stellen Sie sich das bitte vor, lieber Benjamin, der Fluss kam aus dem Gebirge und hatte acht Grad. Struve, schrieb Georg, sei ein großer Phrenologe und habe seine Frau Amalie nach dem Prinzip von Gall ausgesucht. Gall? Benjamin hat nie von ihm gehört. Ein Arzt, der Kranimetrie betrieb. Kranimetrie? Schädelvermessung, Gall vermaß Schädel, oft die Totenschädel von Irren und Verbrechern, und zog daraus Schlüsse auf die Form des Gehirns und damit auf die Eigenschaften des Menschen. Moment, sagt Benjamin, das heißt, Struve untersuchte den Schädel dieser Frau, bevor er sie heiratete? Vermaß den Schädel, korrigiere ich, und wissen Sie, was den Ausschlag gab? Benjamin schüttelt den Kopf. Der hintere Teil von Amalie Struves Schädel war ganz platt. Ich mache eine Pause. Es gefällt mir, dass Benjamin fragen muss. Und was heißt das? Das heißt, dass ihr der Gehirnhügel der Leidenschaft fehlte, sage ich. Nach Gall sitzt in der hinteren Schädelrundung die Leidenschaft. Aber das ist doch ein Grund, eine Frau zu verschmähen, ruft Benjamin aus. Natürlich kann er das nicht verstehen, bei all den Alices und Léontines. Nicht für Struve, sage ich, Struve wollte vor allem eine treue Frau und eine Frau, die sich mit ihm auf die Revolution konzentrieren konnte. Das hat sie getan, sage ich. Sie zog mit ihrem Mann in den Krieg, so wie ich, aber mein Schädel ist hinten nicht platt, schauen Sie selbst. Ich drehe den Kopf um ein Viertel, damit er meinen Hinterkopf sehen kann. Ich ziehe unten an den Haaren, damit sie eng am Schädel liegen und dessen Form kenntlich wird. Was für eine schöne Rundung, sagt Benjamin und pfeift laut. An Leidenschaft hat es Ihnen sicherlich nicht gefehlt, sagt er. Ich lasse die Haare los, drehe ihm den Kopf zu, sehe sein großes Grinsen. Als gäbe es keine Leidenschaft mehr in mir. Ich sage nichts dazu. Die Struves sind Vegetarier, schrieb mir Georg,

statt von sich und Natalie zu berichten. Das vegetarische Essen sei frei von Giften und rieche nicht nach dem Tod, habe Struve ihm in Genf gesagt. Ich war daher nicht überrascht, als mir Ende der sechziger Jahre eine Freundin ein Buch zuschickte: »Pflanzenkost – die Grundlage einer neuen Weltanschauung«. Autor war Gustav Struve, so weit war es mit ihm gekommen. Achtundvierzig sagte er noch, dass es kein Heil für Deutschland geben könne, so lange vierunddreißig Fürstenfamilien über dasselbe herrschten. Nur eine föderative Republik nach dem Vorbild der Vereinigten Staaten von Amerika könne die Einheit und zugleich die Freiheit Deutschlands sicherstellen. Das waren noch Worte, zwanzig Jahre später: Pflanzenkost. Immerhin hat er nicht in dem Bemühen nachgelassen, die Menschheit retten zu wollen, nun eben mit Birnen und Salat. Noch eine Zigarette? Benjamin schüttelt den Kopf.

Georg saß meist im Café de la Poste, wenn er mir oder Natalie schrieb. Es lag nicht weit vom Hôtel des Bergues, wo er wohnte, wie die Herzens auch, das beste Haus am Platz, mit Blick auf den Lac Léman. Georg mochte die anderen Emigranten nicht, er hat sie verachtet, glaube ich. Moment, sage ich, darf ich Ihnen vorlesen, was er mir zu den Emigranten geschrieben hat? Dann haben Sie einen Eindruck. Er nickt, ich stehe auf, gehe zu dem Sekretär, über dem Georgs Porträt hängt, schaue hoch zu ihm, etwas theatralisch vielleicht, für Benjamin. Sei nicht albern, schelte ich mich. Im Sekretär liegen die Schachteln, in denen die Briefe lagern. Rechts liegen Georgs Briefe an mich, links die Briefe von Natalie. Ich öffne nie die linke Tür, auch jetzt nicht. Ich werde diese Briefe eines Tages in den Kamin werfen, vielleicht morgen. Es kann schnell gehen mit mir, in meinem Alter, der Tod klopft nicht immer an, wenn er vor der Tür steht. Die

Briefe aus Genf sind in einer Schachtel ganz unten, ich muss mich bücken, ziehe die Schublade auf, so, hier ist die Genfer Schachtel. Lassen Sie doch, ruft Benjamin, erzählen Sie einfach weiter. Aber ich will jetzt Georgs Worte vorlesen und gehe mit der Schachtel zurück zu meinem Sessel. Wo ist mein Lorgnon, ah, hier auf dem Tisch. So, Lorgnon auf, der Brief muss ganz unten liegen, einer der ersten aus Genf, hier, das ist er. Ich überfliege seine Worte, finde die Stelle, die ich meine, lese vor: »Nein – in dem Kreise dieser deutschen Republikaner ist mir immer etwas zu Mut wie in einer Kirche. Das wirklich Freie in mir wird durch ihre Berührung verletzt und in ihrer Nähe fühle ich mich unterdrückt. Auch ihre Republik ist am Ende nur ein neuer politischer Glaubensstall, in den sie uns hineintreiben wollen. Sie zweifeln an Nichts mehr – es giebt für mich keinen fürchterlicheren Menschen als einen, der an Nichts mehr zweifelt. Sie lieben alle die ganze Menschheit – womit sie ihr Unvermögen maskieren, einen Einzigen, der ihnen in der Wirklichkeit entgegentritt, wirklich zu lieben. Sie erlauben mir nicht, einen Menschen zu lieben, weil mir seine Nase gefällt, aber sie befahlen mir, den Haufen von Canaillen zu embrassieren, den sie Menschheit titulieren. Und sie halten sich für revolutionär, weil sie viel Blut verlangen und zu schreien verstehen.« Das schrieb Georg, sage ich, aber wenig von Natalie, fast nichts. Manchmal badete er in der Rhone, als es wärmer war. Wurde Natalie noch einmal schwanger, fragt Benjamin. Geduld, Benjamin Franklin, sage ich, falte den Brief und lege ihn zurück in die Schachtel, ein bisschen glücklich. Es ist immer schön, Georg zu hören, auch wenn das meine Stimme ist. Vielleicht gerade. Georg mit meiner Stimme. Warum sagt Benjamin nichts zu meiner Frage, zu den zehn Franc?

Im Dezember reisten die Herzens nach Zürich, weil dort

eine Taubstummenschule war, die Kolja besser helfen konnte. Natalie wollte nicht weg von Georg, aber das Wohl ihres Kindes war ihr dann doch wichtiger. Sie drängte Georg, ebenfalls nach Zürich zu reisen, und wie sie ihn drängte, ich habe es in den Briefen lesen können. Mein Georg zögerte, wollte erst nicht, aber dann reiste er ihr nach, Sirenen sind mächtig. Er hat in jenen Tagen den Geburtstag von Horace vergessen, keine Gratulation, kein Geschenk für seinen Sohn. Horace wartete, wartete. Ich sagte, dass Postkutschen manchmal überfallen würden. Kaum waren die Herzen in Zürich angekommen, erfuhren sie, dass der russische Staat das Vermögen von Frau Haag eingezogen hatte, ein beträchtliches Vermögen. Wer ist nochmal Frau Haag, fragt Benjamin. Die Mutter von Alexander. Er reiste sofort nach Paris, wo sich die Lage beruhigt hatte, um seiner Mutter mit Hilfe des Bankhauses Rothschild ihr Geld zurückzuholen. Georg und Natalie waren alleine in Zürich. Das heißt, Natalies Kinder waren natürlich auch dort. Aber die Kinder scheinen nicht gestört zu haben, schon in Genf nicht. Ich sollte das nicht so bitter sagen, ich klinge bitter, fürchte ich, und das will ich auf keinen Fall. Neutral: Sie waren nicht lange alleine in Zürich, Natalie wurde von ihrem Mann nach Paris gerufen. Georg blieb in Zürich.

Die Lage war nun so, sage ich: Georg lebte in der Schweiz. Natalie, Alexander und ich lebten in Paris. Georg schickte mir eine Menge Briefe, beinahe täglich, und in den Umschlägen steckten Umschläge, die ich Natalie überreichen sollte, dicke Umschläge.

Das haben Sie natürlich nicht gemacht, ruft Benjamin, dieser Schurke, ein Schuft. Er schreit beinahe. Das habe ich natürlich gemacht, sage ich. Das haben Sie gemacht? Ich war seine Frau, sage ich, er war mein Mann, ich habe ihn geliebt,

ich hätte alles für ihn getan. Aber, sagt Benjamin aufgewühlt, Sie mussten doch ahnen, dass dies Liebesbriefe sind. Das ahnte ich selbstverständlich, zumal mir Georg geschrieben hatte, ich solle die Briefe unauffällig überreichen, Herzen sei überaus eifersüchtig und könne den Charakter dieser Briefe missverstehen. Was für ein Charakter, fragt Benjamin. Ich weiß es nicht, Georg hat nur Charakter geschrieben, nicht, um welchen Charakter es sich bei diesen Briefen handelte. Und Sie haben, sagt Benjamin, Natalie artig diese Briefe überreicht, diese Liebesbriefe? Ich habe sie ihr überreicht. Was hat sie gesagt? Seine Stimme ist wieder ruhiger. Er sitzt tief im Sessel und starrt mich an. Natalie war freundlich, sage ich, aufmerksam, wir saßen oft beisammen und haben über die Kinder gesprochen. Ich hatte aufgegeben, sie in politische Gespräche zu ziehen, obwohl sich der Kampf zwischen dem Parlament und Louis Napoleon zuspitzte. Was haben Sie gesagt, wenn Sie ihr Georgs Briefe übergaben? Nichts, ich habe geschwiegen, und Natalie hat danke gesagt und den Umschlag mit Georgs Initialen sofort in ihrer Handtasche verschwinden lassen. So war das, sage ich. Er sackt noch tiefer in den Sessel und schüttelt den Kopf. Ich verstehe Sie nicht, sagt er. Ich habe Ihnen alles dazu gesagt, sage ich.

Wissen Sie, wie das ist, auf Briefe zu warten, auf Liebesbriefe? Schreibt Ihnen Ihre Alice manchmal einen Brief oder die Rachel? Er kichert, nein, sagt er, die schreiben keine Briefe. Ich weiß nicht einmal, ob sie schreiben können. Aber Sie haben schon auf Liebesbriefe gewartet, frage ich. Selbstverständlich, sagt er. Dann kennen Sie das, diese Sehnsucht, dieses Fiebern, diese Zweiteilung des Tages: vor dem Postboten, nach dem Postboten. Die Stunden zählen, bis er kommt, das Ausmalen des Moments, wenn er den Stapel mit den Briefen überreicht, ihn rasch verabschieden, nein, schon vor dem

Verabschieden, die Briefe durchgehen und schauen, ob der eine, der erwartete darunter ist. Sie sind ja Romantikerin, ruft Benjamin. Sie hätten mich als Mädchen kennenlernen sollen, sage ich. Nichts lieber als das, sagt er. Wieder dieses freche Grinsen. Lassen Sie uns beim Thema bleiben, sage ich, jeden Tag erwartete ich bangend den Postboten, meist kam er am Nachmittag. Nun gab es drei Möglichkeiten. Erstens: Kein Brief von Georg. Enttäuschung, Vernichtung. Aber auch eine kleine Genugtuung, nichts für Natalie. Sie wird enttäuscht sein, wenn Sie mich nachher besuchen kommt, wie beinahe jeden Tag, um einen Brief von Georg abzuholen. Ich sagte dann nichts, sagte nicht, dass kein Brief gekommen war, ließ sie warten, plauderte mit ihr, fragte nach Koljas Befinden, ob er Fortschritte mache, erzählte von Ada, von Horace. Sie wartete, wartete, wir tranken Tee in unserem Salon, und nach einer Stunde kündigte sie an, nun aufbrechen zu wollen. Ich sagte immer noch nichts, begleitete sie zur Tür, sah, wie ihr kleines, blasses Gesicht zerbrach, als ich ihr zum Abschied die Hand reichte, ohne Brief. Sie sind ja grausam, sagt Benjamin. Wer war grausamer, frage ich, Natalie oder ich? Eine Antwort brauche ich nicht, rede weiter. Zweitens: Der Postbote brachte einen Umschlag, der an mich adressiert war, jedoch nur einen Umschlag mit einem Brief an Natalie enthielt, den ich überreichen sollte, nun selbst Postbote. Kein Briefbogen mit GH für mich. Ein Alptraum. Natalies Freude, wenn ich ihr den Brief überreichte, das Glühen ihrer Wangen, der seifige Blick, der nicht nur Georg galt, sondern auch seinen Briefen, gestört von einer kleinen Scham wegen des Ehebruchs, des doppelten Ehebruchs, der hier so offen vollzogen wurde, obwohl ich immer noch hoffte, dies könne eine reine Freundschaft sein. Nicht Ihr Ernst, ruft Benjamin. Doch